

# **MAXI-Leseprobe**

**Christian Herrnleben**

**DoppelDecker**

**Kriminal-Roman**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-  
sche Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

Christian Herrnleben, ›*DoppelDecker*‹

2. überarbeitete Fassung

© 2017 Ganymed Edition ([www.ganymed-edition.de](http://www.ganymed-edition.de))

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Andreas Brandtner, Hemmingen

Titelabbildung: Bernd Rother, Hemmingen

Gestaltung und Verlag: Ganymed Edition, Hemmingen

ISBN 978-3-946223-17-7

(als eBook ISBN 978-3-946223-18-4)

Printed in Germany

## Danksagung

Mein besonderer Dank geht an unsere Hündin Pearl. Während die gesamte Familie die Stirn in Falten legte, als ich voller Euphorie von meiner Buch-Idee erzählte, verlor Pearl nie den Glauben an mich. Als das erste Kapitel fertig war, las ich ihr, aus meiner Gartenliege heraus, die ersten Seiten vor. Da kroch sie aus dem schattigen Blumenbeet, kam ganz nah an meine Seite, schaute mich aufmunternd an und sagte: »Wau.«

Vielleicht täusche ich mich auch, aber offensichtlich fand sie Gefallen an dem Text. Dieses Erlebnis hat mich ermuntert, weiter zu machen ...



## Prolog

»Was willst du eigentlich mal werden?«

Vater und Mutter nervten. Jeden Tag die gleiche Fragerei. Als wenn es sonst nix gäbe. Ihre Eltern waren der blanke Horror.

»Was willst du eigentlich mal werden?«

Keine Ahnung hatte sie von dem, was sie mal werden wollte. Model vielleicht. Oder Stewardess. Irgendetwas von dem, was alle Mädchen in ihrem Alter werden wollten. Aber eine genaue Vorstellung? Fehlanzeige. Das, was sie schlussendlich wurde, bekamen ihre Eltern gar nicht mehr mit. War wohl auch besser so. Was sie heute machte, war kein anständiger Beruf.

Sie war kein Model.

Sie war keine Stewardess.

»Du musst in deinem Leben etwas auf die Beine stellen.« Was sie genau machen sollte, wusste ihr Vater auch nicht. Nur, dass sie etwas auf die Beine stellen sollte. Hatte sie sich deswegen für ihren Weg entschieden? Nur um ihrem Vater im Nachhinein eins auszuwischen?

Sie stellte nichts auf die Beine. Ganz im Gegenteil.

Sie holte etwas von den Beinen.

Menschen.

Immer wieder mal.

Gegen Geld.

Meistens brauchte sie nur einen Schuss, einen Versuch, einen ›Move‹, wie man in ihrem Alter gern sagte.

Manchmal auch zwei ...

## **Erster Teil**

# 1

»... und darum möchte ich Sie alle bitten, sich von Ihren Plätzen zu erheben, für ein letztes Gebet zum Gedenken an meinen Vater, unser Gemeindemitglied Alfons Decker ...«

Beim Leichenschmaus im Gasthof ›Oma Biermann«, im kleinen Städtchen Hemmingen, hatte Pastor Dirk Decker eine wahrlich undankbare Aufgabe zu erfüllen. Vor einer guten Stunde musste er seinen eigenen Vater zu Grabe tragen. Nun war er dabei, die Trauerfeier mit einem letzten Tischgebet zu beenden.

Es waren an die hundert Leute bei der Beerdigung gewesen. Sie hatten gar nicht alle in die Kapelle gepasst. Deckers Trauerpredigt wurde durch zwei krächzende Lautsprecher auf den Vorplatz übertragen. Dort standen gut und gern dreißig weitere Trauergäste.

Dirk Decker hatte die Totenmesse so zelebriert, wie er das bei allen seiner Gemeindemitglieder getan hätte. Zuerst wurde gemeinsam gebetet und gesungen. Dann hatte er das Leben seines Vaters in wundervollen Worten, treffend und präzise, wiedergegeben. Er sah in den Augen seiner Gemeinde, dass er die richtigen gewählt hatte. Danach waren die Anwesenden in einem bewegenden Trauerzug über den halben Friedhof zu der bereits hergerichteten Grabstelle gezogen, um seinen Vater in stiller Andacht zu versenken.

Burghard Otto, ein alter Jugendfreund seines Vaters, hatte am offenen Grab sichtlich gerührt über die gemeinsame Schulzeit

gesprochen. Ein einsamer Bläser des örtlichen Musikzuges hatte ein letztes Halali geblasen und so der Beisetzung Alfons Deckers einen würdevollen Rahmen gegeben. Nun stand der Sohn des Verblichenen an der gedeckten Tafel, die Hände zum Gebet gefaltet, und forderte die Anwesenden auf, es ihm gleichzutun.

»... und deshalb möchte ich Sie bitten, noch einmal kurz innezuhalten und mit mir gemeinsam das Gebet des Herrn zu sprechen ...«

Mehrere Seiten des schwarzen Kondolenzbuches waren beschrieben. Viele Menschen waren gekommen, die Dirk Decker seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Der alte Apotheker aus dem Nachbardorf war da, bei dem sie früher Vaters Medikamente geholt hatten. Den Vorsitzenden des Tennisvereins, dem Vater auf seine alten Tage noch beigetreten war, hatte Dirk gesehen. Auch Frau Schlüter, Vaters langjährige Aufwartungsfrau war erschienen. Alle hatten sie sich in das Kondolenzbuch eingetragen.

Auch Martin Decker, der Bruder des Pastors.

Dirk hatte zu seinem Bruder seit über zehn Jahren keinen Kontakt mehr gehabt. Aber das musste warten. Er wollte Martin nach dem Leichenschmaus zur Rede stellen. Dann wollte er ihn fragen, wo er gewesen war in all den Jahren. Was er sich dabei bloß gedacht hatte, seine Familie einfach zu verlassen, und wie er seinen Lebenswandel rechtfertigen wollte, in den Augen des Herrn.

Dirk Decker hatte gewartet, bis die Suppe auf dem Tisch stand. Klare niedersächsische Hochzeitssuppe. Mit kleinen Markklößchen. Vaters Lieblingssuppe. Dann hatte er mit dem Löffel kurz, aber gut hörbar, gegen seinen Teller geschlagen und war aufgestanden, um das letzte Gebet des heutigen Tages zu sprechen.

»Vater unser im Himmel ...«



Weiter kam der Pastor nicht. Der Knall war völlig unreal. Das Klirren der Scheibe passte so gar nicht in die Ruhe des Augenblicks.

Es war Frau Cramer, eine langjährige Nachbarin des heute zu Grabe Getragenen, die als erste das kreisrunde Einschussloch zwischen Pastor Deckers rehbraunem Augenpaar bemerkte. Während alle um ihn herum stocksteif und mit gefalteten Händen stramm standen, sackte Dirk Decker wie ein Stein zurück auf seinen gut gepolsterten Stuhl. Für Sekundenbruchteile saß er kerzengerade, um dann kopfüber in den vor ihm stehenden Suppenteller zu kippen.

Wäre er so in dem leicht gewölbten Teller gelandet, dass sich ein Markklößchen in die Wunde gebohrt hätte, wäre die Blutung möglicherweise noch zu stoppen gewesen.

Aber so war es nicht.

Ein Großteil der Anwesenden realisierte erst in dem Moment, dass Pastor Dirk Decker seinem Vater ins Reich des Herrn gefolgt war, als die stark blutende Wunde begann, seine klare niedersächsische Hochzeitssuppe derart zu verfärben, dass man meinen konnte, er hätte sich als einziger Tomatensuppe bestellt.

Hatte er aber nicht.

Er hatte auch Vaters Lieblingssuppe essen wollen.

Aber dazu kam er nicht mehr.

Er kam auch nicht mehr zum Beten.

Das mussten jetzt andere für ihn tun.

## 2

Marcus Knölke, Heimleiter des örtlichen Seniorenheims, hatte Dirk Decker vor gut zwei Wochen die traurige Nachricht vom Tode seines Vaters übermittelt. Per Telefon. Nicht gerade übermäßig taktvoll. Aber Marcus Knölke war ja auch Heimleiter und kein Seelsorger. Geschweige denn Pastor.

»Guten Tag, Herr Pastor. Knölke am Apparat. Ich habe eine traurige Nachricht für Sie ...«

Der Heimleiter hätte gar nicht weitersprechen müssen. Zum einen machte Dirk sich ohnehin schon lange nichts mehr vor, die Tage seines Vaters waren gezählt. Zum anderen hatte der gute Herr Knölke einen so gekünstelt traurigen Ton angeschlagen, dass Dirk schon nach den ersten drei Worten Bescheid wusste.

»Es kam alles so überraschend. Schwester Bärbel wollte ihm sein Mittagessen bringen, da war er schon merklich abgekühlt.«

Wie gesagt, nicht besonders taktvoll. Aber klare Botschaften brauchen kein Taktgefühl.

Dirk Decker verbrachte viel Zeit im Seniorenheim. Dort befand sich quasi eine Art Außenstelle seiner Pfarrei. Die Menschen im Heim brauchten ihn. Es gab so viele vereinsamte Seelen zu betreuen, so viele Geschichten aus den guten alten Zeiten anzuhören, so viele Herzen zu erfreuen ...

Oftmals war er vier, manchmal sogar fünf Tage in der Woche vor Ort. Einfach nur, um da zu sein. Um Hände zu halten, gemeinsam zu beten, zu trösten und mit Angehörigen zu spre-

chen. Aber eben auch, um seinen eigenen alten Vater zu besuchen. Um ihm nah zu sein und über die Zeiten zu sprechen, in denen sie eine ganz normale Familie gewesen waren. Mutter, Vater, sein Bruder Martin und er.

Trotzdem wusste Dirk nach dem Anruf des Heimleiters zunächst gar nicht, was er machen sollte. Bei Todesfällen in seiner Gemeinde war er natürlich immer sofort zur Stelle und hatte eine gewisse Routine darin entwickelt, tröstende Worte zu spenden, den Trauernden helfend zur Seite zu stehen.

Aber einen Todesfall in der eigenen Familie hatte er noch nie zu organisieren. Pastor Dirk Decker stand plötzlich auf der anderen Seite, war direkt betroffen. Er war der, den es zu trösten galt. Er war der, der Unterstützung brauchte. Er war der, über dem alles einzustürzen drohte.

Seine Unsicherheit dauerte jedoch nicht lange. Nach einem Tag wusste Pastor Dirk Decker ganz genau, was er zu tun hatte. Er musste die Beerdigung organisieren wie immer, die Trauerfeierlichkeiten vorbereiten, ein Lokal für den Leichenschmaus anmieten und die Trauerkarten verschicken. Doch beim Durchgehen der Liste mit den Namen derer, denen er eine Trauerkarte zusenden wollte, verkrampte sich alles in ihm. Genau in dem Moment, in dem er die Adresse seines Bruders auf den schwarz umrandeten Umschlag schreiben wollte, kam all das wieder in ihm hoch, was er seit Jahren mit stoischer Geduld unterdrückt hatte.

Sein Bruder. Martin Decker. Das schwarze Schaf der Familie. Das pechschwarze Schaf.

\*\*\*

Dirk Decker wusste nicht mehr genau, wann es passierte. Er mochte zehn oder elf Jahre alt gewesen sein, als ihm das erste Mal auffiel, was bei ihm anders war als bei seinem Bruder. Es

gab Streit mit einem Nachbarjungen. Mark oder Maik, den Namen wusste er gar nicht mehr so genau. Auch, um was es damals ging, war ihm entfallen. Er wusste nur noch, dass er schlichten wollte. Er ging mit erhobenen Armen auf den Jungen zu und wollte ihn beruhigen.

Plötzlich schubste ihn sein Bruder zur Seite. Martin packte den Nachbarjungen und schickte ihn mit einem einzigen Fausthieb auf die Bretter. Ein einziger Schlag. Kawumm, da lag der Nachbarjunge flach auf dem Asphalt des Wendehammers in der kleinen Nebenstraße, wo sie immer Fußball spielten.

»So macht man das.« Martin sagte das mit einem Grinsen im Gesicht, dass es Dirk kalt den Rücken herunter lief. »Und den zur Sicherheit«, schob Martin noch lachend hinterher, als er dem am Boden Liegenden den finalen Fußtritt verpasste. »Hast du gut zugeschaut, kleiner Bruder? Der Scheißer kommt uns nicht mehr blöd ...«

Dirk war fassungslos über die Brutalität, die Martin an den Tag legte. Fassungslos darüber, wie man ohne erkennbaren Grund so gewaltsam vorgehen konnte. Er bekam Angst vor seinem eigenen Bruder. Er fühlte sich unwohl in dessen Nähe.

Martins Brutalität nahm ein beängstigendes Ausmaß an. Er lernte schnell. Kein gesprochenes Wort hatte die Wirkung eines blitzschnellen Aufwärtshakens. Ein gezielter Tritt in einen gegnerischen Unterleib zeigte mehr Nachhaltigkeit als jede beschwichtigende Geste.

Martin mutierte zum Einzelgänger.

Martin mutierte zum Gewalttäter.

Martin mutierte zum Monster.

Zwei, drei Jahre später hatten sich Dirk und sein Bruder vollkommen auseinandergelebt. Sie sahen sich immer noch so ähnlich. Durch ihre Adern floss immer noch das gleiche Blut. Und dennoch, es gab nicht mehr viel, was die beiden miteinander verband. Sie spielten nicht mehr miteinander, hatten gänzlich

unterschiedliche Freundeskreise und saßen nur noch bei familiären Pflichtveranstaltungen wie Weihnachten oder dem siebenzigsten Geburtstag von Oma Christa an einem Tisch.

Ein weiteres Jahr später wurde Dirk Messdiener. Martin zog mit seiner ›Zündapp-Gang‹ über die Dörfer, suchte und provozierte Streit, wo er nur konnte. Er trieb seine Eltern an den Rand der Verzweiflung. Oftmals auch darüber hinaus.

Am achtzehnten Geburtstag, also vor knapp einundzwanzig Jahren, kroch Dirk frühmorgens aus den Federn. Er freute sich über seine Volljährigkeit und die anstehende Geburtstagsfeier.

Sein Bruder war bereits einige Stunden vor ihm aufgestanden, hatte seine sieben Sachen gepackt, einen Zettel mit den Worten ›Ihr könnt mich mal.‹ auf den quittegelben Teppich vor die Schlafzimmertür seiner Eltern gelegt und war ohne jegliche Vorwarnung abgehauen.

Seit diesem Tag hatte Dirk seinen Bruder nicht mehr gesehen. Mutter war über die Jahre verstorben. ›Aus Verbitterung‹, wie Vater stets betonte. Zerbrochen am Werdegang des eigenen Sohnes. Zu Mutters Beerdigung hatten sie auf Martins Anwesenheit verzichtet. Das hatte Vater so entschieden. Jetzt aber hatte Dirk allein entscheiden müssen. Und er hatte entschieden. Er wollte versuchen, die Adresse seines Bruders ausfindig zu machen, sie dann selbst auf die Trauerkarte schreiben und ihn so über Vaters Tod in Kenntnis setzen.

Pastor Dirk Decker hatte sich insgeheim zwei Tage dafür gegeben. Länger wollte er seinen Bruder nicht suchen. Es dauerte keine zwei Stunden, da hatte er die entsprechenden Koordinaten ausfindig gemacht. Sein Bruder lebte in Hannover. Keine zehn Autominuten von ihm entfernt.

Seit zwölf Jahren schon.

### 3

Die Zeit bis zur anstehenden Beerdigung war prall gefüllt mit organisatorischen Dingen. Für Dirk war der Umgang mit dem Tod nichts Ungewöhnliches. Die von ihm zu betreuende Gemeinde war zwar nicht übermäßig groß, aber doch immerhin so stattlich, dass er in regelmäßigen Abständen die Totenmesse zu lesen hatte.

Im letzten Sommer musste er in einer Woche bei sengender Hitze drei Beerdigungen abhalten. Eine am Montag und zwei am Mittwoch, eine vormittags, eine nachmittags. Da kam er sich vor wie ein Schichtarbeiter. Eine Art von Routine begann, das Ruder der Trauerzeremonien zu übernehmen. Eine Routine, die er eigentlich gar nicht zulassen wollte. Aber der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Er auch. Routine war es, die ihm half, am Tod seines eigenen Vaters nicht zu zerbrechen.

Im Laufe seiner Dienstjahre hatte sich Dirk viele alltägliche Handgriffe angeeignet, die er nun als nützliche Automatismen abrufen konnte. Die Traueranzeigen waren verschickt und bei ›Oma Biermann‹ waren vorsichtshalber einige Zimmer geblockt. Dirk hatte in Vaters Haus nach dem Rechten gesehen. Er hatte den Kühlschrank ausgeräumt und die verderblichen Sachen entfernt. Danach hatte er die Stube gesaugt, Vaters Bett abgezogen und zwei Töpfe abgewaschen.

Pastor Dirk Decker hatte klar Schiff gemacht. Das war er seinem Vater schuldig. Er achtete peinlichst genau darauf, dass bis zum Zeitpunkt der anstehenden Beerdigung keine Ruhe in

sein Leben Einzug hielt. Er war noch nicht bereit, sich seiner Trauer hinzugeben.

Seine Kirchenoberen hatten ihm natürlich angeboten, einen anderen Seelsorger mit der Beerdigung seines Vaters zu beauftragen. Doch Dirk hatte abgelehnt. Er hatte seinem Vater zu Lebzeiten versprochen, ihn nach seinem Tod unter die Erde zu bringen. Und er würde seinen Dienst dabei so verrichten, wie der Herrgott es von ihm erwartete.

Souverän und ohne zu wanken.

Dirk Decker dachte nicht daran, vor den Augen seiner Gemeinde Schwäche zu zeigen.

Er hatte alles organisiert. Die Verwandten waren angereist. Die kleine Kapelle auf dem Hemminger Friedhof war mit Blumen geschmückt und die Kränze, auch der von ihm bestellte, waren vor dem Sarg aufgebaut. Die Trauerzeremonie lief genauso, wie er sie sich vorgestellt hatte. Seine Stimme war fest und hielt. Bald wäre alles überstanden.

Sie hatten sich am offenen Grab gesehen. Ein flüchtiger Blick nur. Er hatte seinen Bruder sofort erkannt, obwohl sich dieser, wie albern eigentlich, mit einem angeklebten Schnurrbart, dunkler Brille und schwarzem Hut mit ausladender Krempe ein Stück weit unkenntlich gemacht hatte. Während die anderen Trauergäste Blumen oder eine Schaufel Erde in das offene Grab warfen, blieb sein Bruder in den hinteren Reihen stehen und verfolgte regungslos die Trauerzeremonie.

Nach der Beerdigung war die gesamte Gemeinde mit gesenkten Häuptionen zu ›Oma Biermann‹ abgezogen. Mit jedem Schritt weg vom Friedhof, hin Richtung Gasthaus, hob sich die allgemeine Laune zusehends. Und kurz vor dem Erreichen von ›Oma Biermann‹ konnte man meinen, dass einige der Trauernden schon wieder bester Stimmung waren. Der Mensch an sich ist vergesslich. Da machten die Bürgerinnen und Bürger des kleinen Städtchens Hemmingen keine Ausnahme.

Dirk war sehr verwundert darüber, dass sein Bruder überhaupt zu der Beerdigung erschien. Noch verwunderter war er aber, dass Martin auch den Weg zum Leichenschmaus gefunden hatte. Vielleicht wollte Martin sich aussprechen? Sich wieder mit ihm versöhnen, vereint in der Trauer um den gemeinsamen Vater? Hatte Martin sich geändert? War er ein ›normaler Mensch‹ geworden? Wollte er nun diesen zugegebenermaßen traurigen Anlass dazu nutzen, zu seiner Familie zurückzukehren?

Martin hatte sich in eine Ecke des kleinen Gastraumes gesetzt. Ganz nach hinten. Ans Ende der Tafel. Er fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Bei der Beerdigung hatte er sich absichtlich etwas entfernt vom Grab positioniert. Er wollte kein direktes Zusammentreffen mit seinem Bruder. Martin wollte eigentlich nur einmal seine Gefühle testen. Er wollte wissen, was er empfinden würde, bei der Beerdigung seines eigenen Vaters. Er wollte eigentlich nur wissen, ob er so etwas wie Trauer empfinden konnte.

Und Martin war froh über das Ergebnis. Nichts hatte er empfunden. Gar nichts. Es war ihm egal gewesen. Scheißegal. Der liebe Gott hatte sich bei der Verteilung des Mitgefühls und der Gefühlskälte offensichtlich verhalten, als er die entsprechenden Portionen an die beiden Brüder verteilt hatte. Dirk hatte im Mutterleib offenbar die ganze Ladung Mitgefühl, Verständnis und Nächstenliebe eingeatmet, die eigentlich für sie beide bestimmt gewesen war. Martin hatte im Gegenzug dazu alles an Gefühlskälte, Arroganz und Kaltschnäuzigkeit abgegriffen, was zur Verfügung stand. Wäre noch mehr davon da gewesen, er hätte sich noch mal bedient.

Schon der Tod von Mutter hatte ihn nicht berührt. Der von Vater erst recht nicht. Das war gut. Martin konnte sich in seinem Leben keine Schwächen leisten. Warum er noch mit zum Leichenschmaus gekommen war? Keine Ahnung. Rein intuitiv. Er hatte Hunger, und die Sache war für umsonst.



Bis auf seinen Bruder kannte er keinen in der Runde. Schon möglich, dass die eine oder andere alte Tante oder irgendein tatteriger Onkel anwesend waren. Martin war es schnuppe. Was ihn aber doch ein Stück weit bewegte, war die Ähnlichkeit zwischen seinem Bruder und ihm. Unglaublich. Sie hatten sogar die gleiche Frisur. Und, vom angeklebten Schnurrbart mal abgesehen, sahen sie sich auch heute noch zum Verwechseln ähnlich.

So was von ähnlich. Und genau das dachte Martin in dem Moment, in dem er den Schuss hörte, seinen Bruder auf den Stuhl sacken und von dort aus kopfüber in den Suppenteller kippen sah.

## 4

Seinem Alten hatte Martin nie etwas recht machen können. Der maß seinen Sohn immer an dem, was er selber meinte, der Welt an Fußstapfen hinterlassen zu müssen.

»Hör zu, mein Junge, eiserne Disziplin, bedingungsloser Gehorsam, Vaterlandsliebe, das sind die Ideale der Deckers.«

Das waren vielleicht die Ideale, denen sein Vater nachhing. Seine waren es nicht. Es kotzte Martin an, sich das Gerede seines Alten wieder und wieder anhören zu müssen. Das elende Geschwafel über Zucht und Ordnung. Das nicht endenwollende Geseire über Moral und Ethik.

»Deutschland, das Land der Dichter und Denker. Was ist bloß aus unserem Volk geworden?«, philosophierte sein Alter gern beim Abendessen.

Martin konnte den ganzen Schmonsens einfach nicht mehr hören. Und dann noch sein Bruder Dirk, der Sonnenschein in der Familie.

»Ja, Vater. Sicher, Vater. Da hast du völlig recht, Vater. Soll ich dir noch ein Bier aus dem Keller holen, Vater?«

Bier aus dem Keller zu holen brauchte sein schleimender Bruder dann aber meistens doch nicht. Ihr Erzeuger ging lieber einmal quer über die Straße, um sich in seiner Stammkneipe volllaufen und die anderen dort anwesenden Saufkumpane an seinen Moralpredigten teilhaben zu lassen. Und wenn Alfons Decker dann, nicht selten voll wie eine Haubitze, wieder zu Hause angekrochen kam, konnte er oftmals kaum noch stehen.

Manchmal fiel er nur noch ins Bett und sackte weg. Das ein oder andere Mal aber hatte er noch genügend Power, um Martin am Schlafittchen zu packen und ihn dann völlig grundlos windelweich zu prügeln. Doch Martin wurde mit der Zeit immer schneller. Er verstand es immer besser, seinem Vater aus dem Weg zu gehen.

Das war gut für Martin. Aber schlecht für seine Mutter.

Die Aggressionen Alfons Deckers mussten einfach raus. Der ganze Frust über sein monotones, kleinkariertes, beschissenes Beamtenleben.

Das war wie beim Schlussverkauf.

Alles musste raus.

\*\*\*

Martin war schon in jungen Jahren in etwas sonderbare Kreise geraten. Genaugenommen waren es exakt die Kreise, über die sich sein Alter immer so aufgeregt hatte. Martin hatte Zuflucht bei den vermeintlich ›falschen Freunden‹ gesucht. Und gefunden. Abends war er oft stundenlang und völlig planlos durch die Gegend gestreunt. Er landete schließlich in einem Milieu, in dem der Konsum von Drogen, auch von harten, einfach dazugehörte.

Es dauerte nicht lange und er war umgeben von Junkies der übelsten Sorte. Doch Martin selbst nahm keine Drogen. Egal ob Gras oder Koks. Egal ob Tabletten oder Heroin. Das Zeug interessierte ihn nicht. Zumindest nicht im klassischen Sinn. Er hatte trotz seiner Jugend schon zu viele eingefallene, aschfahle Gesichter gesehen. Kaputte Zombies, die Anfang Zwanzig schon aussahen wie Ende Siebzig.

Was Martin an der Szene faszinierte, war etwas völlig anderes. Er interessierte sich für die wirtschaftliche Seite. Er registrierte sehr schnell: Der Verbraucher war bereit, einen deutlich

höheren als den eigentlichen Einkaufspreis zu zahlen. So etwas nannte man dann wohl eine ordentliche Gewinnspanne.

In der Schule war Martin in Mathe nicht wirklich gut. Aber selbst ein so mittelmäßiger Rechner, wie er einer war, bemerkte sehr schnell, dass hier eine Menge Kohle über den Tisch ging. Und dass innerhalb des Verteilerweges vermutlich der ein oder andere gut dotierte Job zu vergeben war. Wenn Martin nun in Mathe schon nur mittelmäßig war, dann war er in Werte und Normen eine völlige Null.

Soll nicht heißen, dass er über keine Werte und Normen verfügte. Sie waren halt nur anders als bei anderen Menschen.

Martins Werte hießen: Kohle, Geld, Zaster.

Seine Normen: Zielstrebigkeit, Rücksichtslosigkeit, Reichtum.

Dass andere Menschen dabei elend ins Gras bissen, interessierte ihn nicht sonderlich. Er empfand es als ein notwendiges Übel. Als Kollateralschaden. Für ihn war es eine perfekte ›win-win‹-Situation. Allerdings mit zweimal ›win‹ auf seiner Seite.

Wenn Martin sich erst einmal so richtig für eine Sache zu interessieren begann, dann war er in seinem Tatendrang kaum zu bremsen. Wie damals, als er mitbekommen hatte, dass man Fröschen einen Strohalm hinten hineinschieben konnte, um sie dann so lange aufzublasen, bis sie platzten.

Also begann Martin sich auf den Weg zu machen, um erste Einblicke in die dunklen Strukturen der gemeinen Dealer-Drogen-Unterwelt zu gewinnen. Martin lernte auf seinem Selbstfindungskurs, quer durch das Steintorviertel Hannovers, die windigsten Typen kennen. Kleine Kuriere, oftmals zuge-dröhnt bis unter die Hutschnur, die durch die Innenstadt eierten, nur um irgendwelchen noch ärmeren Schweinen ein mit einer Dosis Heroin gefülltes Stanniolkügelchen anzudrehen. Mittelsmänner, die schon alleine dadurch gut verdienten, dass sie Vertriebswege herstellten oder diese einfach nur am Laufen

hielten. Und Strippenzieher, die Strippen zogen, dass einem angst und bange werden konnte.

Die Strukturen, die Martin dabei zu erkennen glaubte, gefielen ihm. Es gab da eine klare Hackordnung. Klar definierte Aufgabenstellungen und eine deutlich erkennbare Systematik.

Und dann kam der Tag, an dem Martin einen großgewachsenen Mann mit weißem Rauschebart kennenlernte. Einen Mann, den alle nur unter dem Namen Kater Karlo kannten, der mit richtigem Namen aber mit Sicherheit nicht Kater Karlo hieß. Der Mann mit dem Rauschebart war zu dieser Zeit der unangefochtene Chef der hannoverschen Drogen-Szene und der erste, der Martins Talent erkannte.

Die beiden konnten sich gut leiden.

Kater Karlo wusste viel und Martin wollte viel wissen.

Der alte Mann erzählte und Martin hörte zu. Auch irgendwie eine ›win-win‹-Situation. Aber dieses Mal für beide. Und erfrischend generationsübergreifend. Kater Karlo begann Martin mit kleinen Aufträgen zu versorgen und hatte nach gar nicht allzu langer Zeit einen regelrechten Narren an ihm gefressen.

Die zwei verstanden sich prächtig. Der alte Mann mit Rauschebart war so viel anders als Martins Erzeuger. All das, was Martin bei seinem richtigen Vater nie gefunden hatte, bekam er von ihm: Verständnis, Vertrauen, Anerkennung. Richtig dicke Anerkennung, wenn er seine Botengänge und sonstigen kleinen Aufträge gut machte.

Kater Karlo wurde mit der Zeit so etwas wie ein Ziehvater für Martin, schwafelte nicht viel herum und war großzügig in der Bezahlung. Manchmal so großzügig, dass Martin feuchte Augen bekam.

Es gab viele in der Drogenszene, die sich einen schnellen Euro verdienen wollten. Die meisten von ihnen waren jedoch Eintagsfliegen, selber Konsumenten und somit anfällig für allerlei Grätschen der Konkurrenz. Martin war da anders.

Kater Karlo gab ihm eine Aufgabe, Martin erfüllte sie. Kater Karlo gab ihm eine größere Aufgabe. Martin erfüllte auch diese.

Eines Tages gab ihm Kater Karlo eine richtig große Aufgabe. Zwei Kilo Koks von Amsterdam nach Hannover. Ganz alleine und ohne die Erfahrung eines langjährigen Grenzgängers. Martin war damals bereits mittags, einen halben Tag früher als von Kater Karlo errechnet, mit der gewünschten Ware wieder in den Heimathafen eingelaufen. Das hatte dem alten Rauschebart imponiert. Und so nahm er Martin auf seine ureigene, väterliche Art und Weise zur Seite und nutzte den Rest des Tages dazu, ihn in all die kleinen Geheimnisse einzuweihen, die man draufhaben musste, wenn man etwas werden wollte in der Szene.

Und Martin wollte.

An einem sonnigen Freitagabend, vor etwas mehr als zwanzig Jahren, war es dann so weit. Kater Karlo goss sich und seinem designierten Nachfolger einen doppelten Cognac ein. Dann schaute er Martin prüfend an und begann zu sprechen.

»Zunächst einmal brauchst du einen Decknamen, mein Junge. Wenn du in unserer Branche was werden willst, dann hat dein richtiger Name hier nichts verloren. Falls man dich abhört. Falls dich einer verpfeift. Oder aber für den Fall, dass du einen verpfeifen willst: Nenne nie deinen richtigen Namen.«

Kater Karlo lächelte still vor sich hin, fuhr sich mit der Hand durch sein Gesicht und setzte eine nachdenkliche Miene auf.

»Den Martin von gestern gibt es nicht mehr. Hast du mich verstanden?«

Martin hatte nicht gleich verstanden, wusste aber, was erwartet wurde.

»Ja. Klar.«

Kater Karlo musterte seinen Zögling eindringlich und begann laut zu lachen.

»Dünn bist du, 'ne richtige Bohnenstange. Ein langes Elend. Wie der Annaturm.«

Seit diesen Tagen hieß Martin Decker ›Annaturm‹. Benannt nach einem Turm auf dem Kamm des Deisters, einem kleinen Bergzug südwestlich von Hannover. Vielleicht kein so origineller Deckname wie andere einen hatten, aber Martin gefiel er.

Es dauerte nicht lange, da stieg Annaturm auf in der Hierarchie des Clans. Die ersten Dealer-Erfahrungen hatte er bereits vorzuweisen. Weitere Erfolge stellten sich ein. Die Szene registrierte sehr wohl, dass ein gewisser Annaturm eine ganz beträchtliche Ernte einfuhr. Eine ungewöhnlich ertragreiche Ernte, für einen so jungen Bengel.

Die Szene zollte ihm Respekt. Bald wurden Martins Aufgaben anspruchsvoller. Eindrucksvolle Ladungen Koks schaufelte er von A nach B. Er machte Umsatz wie ein Großer. Seine Provisionen konnten sich sehen lassen. Martin stieg langsam aber stetig auf. Es begann die Zeit, da war Ruhe im Karton, wenn Annaturm um die Ecke bog.

Martin mauserte sich vom Kurier zum Strippenzieher. Bald darauf vom Strippenzieher zum Organisator. Und zu guter Letzt, immer unter den Augen seines strengen, aber gerechten Ziehvaters, vom Organisator zum Planer. Zu einem der Macher des Clans.

Martin stieg in die Führungsetage auf und es kam der Tag, an dem ihm Kater Karlo völlig überraschend mitteilte, dass es in seinem Laden nicht viel höher ginge.

Da wäre nur noch einer über ihm. Er selber.

Und dieser Tag sollte der entscheidendste und prägendste Tag in Martins Leben werden. Sein großer Lehrmeister, sein Ziehvater, der einzige Mensch, der ihm je etwas bedeutete hatte, machte sich bereit, Martin die Schlüssel der hannoverschen Drogen-Szene in die Hände zu drücken.

Martin war sich bis heute nicht sicher, ob da eine Träne im Auge Kater Karlos war, als dieser ihm den Arm auf die Schulter legte und zu sprechen begann.

»Mach es gut, mein Junge. Pass gut auf dich auf und vergiss nicht, rechtzeitig den Absprung zu schaffen. In unserer Branche wird man nicht alt, wenn man den Bogen überspannt.«

Das war alles. Mehr hatte Kater Karlo nicht zu ihm gesagt. Danach war er aufgestanden und aus Martins Leben verschwunden.

Sein Alter hatte ihn in seiner Kindheit mit so vielen unbedeutenden Phrasen zugemüllt, dass er noch heute, Jahrzehnte später, das große Kotzen bekam, wenn er darüber nachdachte. Aber die Botschaft dieser beiden einfachen Sätze seines Ziehvaters vergaß er niemals. »Mach es gut mein Junge. Pass gut auf dich auf und vergiss nicht, rechtzeitig den Absprung zu schaffen. In unserer Branche wird man nicht alt, wenn man den Bogen überspannt.« Das hatte sich geradezu in seinen Kopf eingebraunt. Davon wollte er sich sein Leben lang leiten lassen.

An diesem Tag wurde Martin zum hannoverschen Drogenbaron. Er hatte sich im Laufe der Jahre hochgebuckelt. Schritt für Schritt. Immer höher auf der Leiter, bis ganz nach oben. Nun war er also angekommen. Seit diesem Tag wurde in der niedersächsischen Landeshauptstadt kein Gramm Koks durch einen gerollten Fünfinger gezogen, das vorher nicht auch Martins Konto gefüttert hatte.

Annaturm war gefürchtet. Bei seinen eigenen Leuten genauso wie bei seinen Gegnern. Er wusste das und war stolz darauf. Respekt, das war es, was er einforderte. Bedingungslosen Respekt. Seine Widersacher waren meistens konkurrierende Dealer-Banden aus dem Umland. Aus Hamburg, Bremen oder Braunschweig. Und alle, selbst die Giftwillen aus den Niederlanden, alle hatten Respekt vor ihm.

Das war aber nur die halbe Miete. Respekt bei den Gegnern, schön und gut. Aber Respekt bei den eigenen Leuten, Hörigkeit, Unterwürfigkeit, das konnte man mit guten Worten nicht erreichen. Das musste man sich hart erarbeiten.



Es reichte nicht, einem Drogenkurier, der bei einer Lieferung das eine oder andere Gramm für sich abgezweigt hatte, die Jacke vollzuhauen. So eine Tracht Prügel war schnell wieder vergessen. Martin schnitt so einer Schmeißfliege lieber einen Finger ab. Am Anfang der Karriereleiter noch persönlich, später ließ er schneiden. Das war nicht so schnell wieder vergessen. So etwas sprach sich herum.

Seine Kuriere wussten das. Beim Drogenkurier verhielt es sich ähnlich wie beim Boxer. Das ›Wiegen‹ war wichtig. Beim Boxer und beim Kurier musste das Gewicht vor dem Kampf stimmen. Beim Kurier aber auch danach.

Seit den Tagen, in denen er das Fingerabschneiden eingeführt hatte, gab es nur noch ein einziges Mal Unstimmigkeiten beim Wiegen. Ein besonders ängstlicher Kurier hatte es fertig gebracht, mit zweieinhalb Kilo bestem schwarzen Afghanen in Amsterdam zu starten und mit knapp drei Kilogramm in Hannover anzukommen. Der hatte vor lauter Schiss um seine Gliedmaßen vorsichtshalber noch ein knappes Pfund draufgepackt. Vom eigenen Taschengeld bezahlt. Das war in Ordnung. Damit konnte Annaturm leben.

Vom Tellerwäscher zum Millionär war im Kino. Vom minderjährigen Kurier bis zum Millionär war seine Realität.

Zugegebenermaßen eine ziemlich brutale Realität.

Aber das war sein Leben.

Ein geiles Leben.

## 5

Eine gute Woche vor dem gewaltsamen Tod seines Bruders hatte Annaturm ein Treffen mit dem Clan-Chef der Hamburger Konkurrenz, mit Einauge. Dessen Büro befand sich in einer unscheinbaren Wohnung an einer unscheinbaren Straße in einem unscheinbaren Stadtteil Hamburgs. Die abgedunkelte Bude war Einauges Hauptquartier. Draußen am Klingelschild stand Müller. Wahnsinnig originell.

Annaturm kannte Einauge schon seit einer gefühlten Ewigkeit. Früher hieß er noch Adlerauge. Das war, bevor er bei einer Schießerei mit einer Hamburger Kiezgröße sein rechtes Auge verlor. Rausgeschossen. So etwas konnte passieren. Pech gehabt. Adlerauge war ein gutes Jahr aus dem Verkehr gezogen, bevor er die Tür zur Drogenszene wieder auftrat, um seine Karriere unter seinem neuen Pseudonym fortzusetzen.

Einauges erste Tat konnte man am nächsten Tag im ›Hamburger Abendblatt‹ bestaunen. Es wurde eine Kiezgröße gefunden. Unten am Hafen. Tot. Man hatte ihr das Fell über die Ohren gezogen. Also nicht nur redensartlich. Es war ein sehr anschaulicher Bericht. Mit Foto. Allerdings von der Seite. Adlerauge war gestern. Einauge war heute. Die Nachricht war in ganz Hamburg angekommen.

»Hör mir zu, Annaturm.« Einauge zog an einer dicken Zigarre und pustete den Rauch in kleinen Ringen genüsslich in den Raum. »Ich habe zwei Nachrichten für dich. Eine Gute und eine Schlechte. Welche willst du zuerst hören?«

»Rede nicht 'rum, sag, was du willst.«

Martin war nicht nach schwafeln. Er hatte Hunger. Außerdem hasste er dieses Chicago-Gehabe, von wegen dicker Zigarre und so. Einauge paffte weiter. Ihn schien die Geschichte zu amüsieren. Die Tür ging auf und ein großer, grobschlächtiger Mann trat ein. Kurze schwarze Haare. Tendenziell ungepflegt. Typ gut bezahlter Bodyguard. Einauge rauchte seine Zigarre nicht, er liebte sie geradezu.

»Entschuldige bitte, Annatum. Ich habe zu unserem Treffen eine junge dynamische Nachwuchskraft dazu gebeten. Drei Augen sehen mehr als eins.«

Einauge war der festen Überzeugung, einen sehr gelungenen Scherz gemacht zu haben, klopfte sich vor Lachen auf seine Schenkel und hustete laut in den Raum.

»Seit wann brauchst du Verstärkung?« Martin sah Einauge fragend an. »Früher haben wir das, was wir zu besprechen hatten, ohne Gorilla geklärt.«

Der Gorilla brummte verärgert und machte einen Schritt Richtung Martin. Dieser schob die rechte Hand in seine Manteltasche und zielte mit einer imaginären Pistole halbhoch, zwischen die Oberschenkel des Gorillas. Einauge schaute grimmig in die Richtung seines Beschützers.

»Warte vor der Tür auf mich, King Kong. Ich komme gleich nach.«

King Kong? Einen bescheuerteren Namen hätten die sich wirklich nicht aussuchen können. Der Gorilla schlich sich raus und Einauge ergriff erneut das Wort.

»Meine Organisation ist gewachsen. Ich habe viele gute junge Leute um mich herum. Ich brauche neue Betätigungsfelder. Eins davon liegt in Hannover, genau da, wo du dich tummelst. Also: Getummelt hast. Du wirst das Feld räumen, alter Freund. King Kong wird mein neuer Statthalter. Deine Zeit ist vorbei. Das war die schlechte Nachricht. Und die Gute gleich hinterher. Du

kannst bei mir einsteigen. Gerne auch in meiner Führungsebene. Du hast die Wahl.«

Martin fühlte sich wie in einem schlechten Film. Waren die Hamburger Konkurrenten wirklich so stark, dass sie ihn aus seinem Revier einfach so verjagen konnten? Oder war das Ganze hier ein Bluff?

»Wie sieht's aus? Deine Entscheidungszeit beträgt genau zwanzig Sekunden. Danach verschwindest du auf Nimmerwiedersehen oder steigst bei mir ein. Unter meiner Leitung, versteht sich.«

»Versteht sich«, äffte Martin Einauge nach. Er legte eine kleine Kunstpause ein. Dann legte er nach. »Pass auf, mein Freund. Wenn du denkst, dass du mich mit deiner Nummer hier beeindrucken kannst, dann hast du dich geschnitten.«

Nun war es Martin, der auf dicke Hupe machte. Er ging auf Einauge zu und packte ihn am Kragen.

»Aus Adlerauge wurde Einauge. Was meinst du wohl, wie lange es dauert, bis aus Einauge Keinauge wird?«

Martin hatte immer ein Messer bei sich. Heute sein altes ›Fingermesser‹. Es war wundervoll geformt und schmiegte sich geradezu wie ein Gedicht in seine Hand. Die Klinge zuckte aus dem Inneren des Messerschafes. Wie die Zunge eines Froschs, die sich genüsslich eine Fliege aus der Luft schnappte. Das Butterfly tänzelte anmutig vor Einauges Gesicht.

War es King Kongs Intuition, die ihn so taktlos in den Raum hereinstürmen ließ? Oder war es einfach nur so, dass er das ganze Spektakel durch das Schlüsselloch beobachtet hatte? Egal. Also fast egal. Denn wenn sein Auftritt auf Intuition beruhte, dann war King Kong ein wirklich guter Mann. Hatte er durchs Schlüsselloch geguckt, dann war er nur ein kleiner, mieser Spanner. Martin sah die Knarre in King Kongs rechter Hand. Und er sah das entsetzte Gesicht Einauges vor sich. In einem solchen Moment gab es nicht viel Zeit zum Nachdenken.

Egal in welchem Land, egal in welcher Branche – Führungskräfte zeichnen sich im Allgemeinen durch eine schnelle Auffassungsgabe aus. Verbunden mit der Bereitschaft, schnelle und effektive Lösungen zu präsentieren. Und Martin war eine erstklassige Führungskraft. Eine Knarre in der Hand seines Gegenübers war gar nicht gut. Martin musste ein Zeichen setzen. Er wollte hier keinen Toten. Aber Martin musste Einauge und seinem Spannmann schleunigst deutlich machen, dass es sich nicht lohnen würde, sich mit ihm anzulegen.

Das gesetzte Zeichen war mehr als deutlich. Innerhalb von Sekundenbruchteilen trat Martin King Kong die Kanone aus der Hand und bearbeitete den Gorilla derart schnell und effektiv, dass man meinen konnte, er habe ein Filetmesser im Einsatz. Die mit Zigarrenrauch geschwängerte Luft dämpfte nur unmerklich den kurzen, aber lauten Aufschrei King Kongs. Als Martin sich wieder zu Einauge umdrehte, tropfte Blut von seiner Hand.

»Du hast Recht«, sagte er. »Drei Augen sehen mehr als eins. Und eins sieht mehr als keins.«

Einauge schaute ungläubig Richtung King Kong. Der kniete auf dem Boden, hielt sich beide Hände vor sein stark blutendes Gesicht und jammerte bitterlich.

»Das wirst du mir büßen.« Einauge blieb erstaunlich ruhig. »Das wirst du mir büßen«, wiederholte er. »Ich mach dich fertig. Fix und fertig.«

Martin ging seelenruhig zur Tür, öffnete sie und sog gierig die in den Raum strömende frische Luft ein. Dann drehte er sich noch einmal um, spuckte Einauge vor die Füße und verabschiedete sich eiskalt.

»Du langweilst mich.«

Martin hatte mit einem solchen Verlauf der Unterhaltung eigentlich nicht gerechnet. Wirklich überrascht hatte es ihn aber auch nicht. So was kam vor in seinen Kreisen. Davon durfte man sich nicht schockieren lassen.

## 6

Einauge hatte nicht lange gebraucht, um seiner Drohung Taten folgen zu lassen. Die Hamburger Szene war aufgeschreckt. King Kongs plötzliche Orientierungslosigkeit war der nord-deutschen Unterwelt nicht verborgen geblieben. Alles schaute auf Einauge und manch einer aus der zweiten Reihe fragte sich, ob er seinen Laden wohl noch im Griff hatte.

Einauge musste Stärke zeigen. Annaturm musste weg. Hannover musste erobert werden. Koste es, was es wolle. Seine Kriegskasse war gut gefüllt. An und für sich lebte Einauge auf schmalem Fuß. Aber wenn er sich mal was gönnen wollte, dann langte er richtig zu.

Und nun wollte er sich etwas gönnen: Annaturm.

Mit vollständigem Sehvermögen hätte er es vermutlich selbst gemacht: Gewehrkolben an die rechte Schulter legen. Die linke Hand hält den Schaft. (Linkshänder denken sich das jetzt bitte anders herum.) Dann mit dem rechten Auge Kimme und Korn nehmen – abdrücken.

Blöd war es aber für einen Rechtshänder, wenn er rechts gar kein Auge hatte. Und genau das war Einauges Problem. Sein Glasauge sah von außen vielleicht aus wie echt, von innen war von ihm aber nicht viel zu erwarten. Ohne Kimme und Korn war das Trefferbild für gewöhnlich jedoch mangelhaft.

Also leistet sich Einauge innerhalb seiner Organisation den einen oder anderen Spezialisten. Und davon hatte er einige. Er hatte Spezialisten für die unterschiedlichsten Tätigkeiten.

Spezialisten für's Krankenhausreife schlagen eines fremdgehenden Dealers. Oder Spezialisten für das Versenken eines Autos in der Hamburger Außenalster. Und dann gab es noch die Spezialisten unter den Spezialisten. Harte Jungs für ganz besondere Aufgaben.

Einauge hatte da einen ganz Speziellen im Visier. Dem brauchte er nur das Foto eines Opfers unter die Nase zu halten. Einauge musste gar nicht viel sagen. Ein Foto. Ein eindringlicher Blick. Und die Sache lief.

Klappte immer.

Einauge war sich sicher: Maximal zwei Tage, und Annaturm war, welch lustiges Wortspiel, über den Deister. Wenn Einauge seine Maschinerie in Gang setzte, bekam er jede Leiche, die er wollte.

Immer.

Zu einhundert Prozent.

Andere Resultate hatte es bisher noch nie gegeben. Es war aber halt auch noch nie einer dabei gewesen, der einen quasi identisch aussehenden Bruder in der Familie hatte. Und so gesehen war das mit den einhundert Prozent natürlich eine gewagte Aussage. Das konnte auch schnell auf fünfzig zu fünfzig hinauslaufen.

Aber davon wusste Einauge noch nichts. Er lehnte sich genüsslich in seinen Rattan-Sessel zurück, zückte sein Handy und wählte eine vertraute Nummer ...

**Weiterlesen?  
"DoppelDecker"  
gibt es komplett überall  
im Buchhandel oder  
direkt vom Verlag**